

## DAS AKTUELLE BUCH

## Differenziertes Bild des Islams

«Lange hatte ich versucht, einen gemeinsamen Nenner zu finden, eine Theorie, die das Geheimnis des ‚militanten Islam‘ entschlüsseln könnte. Doch auf einmal erkannte ich, dass dies unmöglich war. Es gab nicht die eine und einzige Antwort.» Von 1991, von seiner ersten Reise als unbedarfter Student nach Kurdistan zu den Peshmerga, bis zu den Bombenanschlägen in London im Sommer 2005 suchte Jason Burke, Chefredakteur beim britischen «Observer», die Wurzeln des gewalttätigen Islams freizulegen. Die Summe der Erkenntnisse des Autors der im «Bund» bereits besprochenen, vor bald zwei Jahren erschienenen fulminanten Analyse «Al-Kaida» lautet in seinem jüngsten Werk «Reise nach Kandahar» schlicht und einfach und glaubwürdig: «Und ich erkannte, dass es nicht nur keine allgemeine Erklärung der Militanz gab, sondern auch keine allgemeine Erklärung der ‚islamischen‘ Welt, und dass die Suche nicht nur müßig, sondern zutiefst gefährlich war.»

Burke weiss, wovon er schreibt. Die «Reise nach Kandahar» – es sind in einigen Passagen Anklänge an sein Buch «Al-Kaida» zu erkennen – ist die eindrucksvolle Bilanz seiner breit gefächerten journalistischen Tätigkeit im islamischen Krisenbogen. Seine damaligen Berichte aus Afghanistan, Pakistan, Irak, Palästina, Kurdistan und andern Gebieten der islamischen Welt waren aktuelle Momentaufnahmen. Die «Reise nach Kandahar» ist nicht einfach nur eine Kompilation dieser Reportagen; vielmehr ist das Buch packende und mitunter sehr einfühlsam geschriebene Erinnerung an selber erlebte und erlittene Situationen. Zugleich ist es eine kluge gedankliche Verarbeitung seines Schritts erarbeiteten ungeheuren Wissens über die islamische Welt: über ihre Nöte, Traditionen und die (zunehmende) Bedeutung der Religion, die den Alltag von Millionen von Menschen weit stärker noch als vor einer Generation bestimmt – bis hin eben zur gewalttätigen Militanz, die er weder beschönigt noch entschuldigt. Stets differenziert er.

Nicht zuletzt aufgrund seiner unzähligen Gespräche und Kontakte an Ort und Stelle widersteht dem weit verbreiteten Hang, Pauschalurteile zu fällen, alles und jedes in den gleichen Topf zu werfen. Burke differenziert und weist in seinen exzellenten Ausführungen eindrücklich nach, dass der Islam nicht per Definition eine Religion der Gewalt und des weltweiten Terrors ist. Der von Osama bin Laden erhoffte Massenaufstand ist bisher ausgeblieben: «Die Mitte hat standgehalten», schreibt Burke; er lässt es indessen nicht bei dieser knappen Aussage bewenden. Am Beispiel von Algerien zeigt er auf, dass dort seit Anfang des neuen Jahrhunderts die «Zeit für die breite Unterstützung des Radikalismus vorbei ist».

Gewalt, Militanz und Radikalismus haben für den engagierten Journalisten Burke unzählige Gründe: zum Beispiel die Gepflogenheit radikaler Gruppen, den Islam als Instrument des Widerstandes gegen das, was angeblich hasenswert ist, zu missbrauchen – ganz im Sinne des Mitte der Neunzigerjahre von Bin Laden in Afghanistan entwickelten und mit modernsten Kommunikationsmitteln und Terroranschlägen verbreiteten «Al-Kaidismus».

Walter Lüthi

[1] JASON BURKE. REISE NACH KANDAHAR. Unterwegs in den Krisengebieten der islamischen Welt. Patmos, 2007, 312 Seiten. Fr. 43.70.

## Führerkult treibt Blüten

Die Kimjongilia: Politische Botanik zum 65. Geburtstag des nordkoreanischen Diktators Kim Jong Il

Mit staatlich organisierten Freudenfeiern hat das kommunistische Nordkorea am Freitag den 65. Geburtstag von Machthaber Kim Jong Il begangen. Dabei steht nicht allein der Herrscher im Rampenlicht, sondern auch eine ihm gewidmete Pflanze.

JUTTA LIETSCH, DANDONG

Eisig pfeift der Wind durch Pjöngjang. In kalten Wohnungen, ungeheizten Büros, Geschäften und Spitälern frieren die Bewohner. Brennstoff und Strom sind knapp in Nordkorea, sogar in der privilegierten Hauptstadt lässt die schwankende Stromspannung die Leitungen immer wieder durchschmoren. Ein Ort in Nordkoreas Metropole jedoch ist angenehm warm und hell – die Kimilsungia-Kimjongilia-Ausstellungshalle im Herzen der Hauptstadt. Im grossen Blumenhaus herrscht Hochbetrieb. Immer wenn der Machthaber des bitter armen Landes, der Genosse General Kim Jong Il, seinen Geburtstag feiert, erblüht ihm zu Ehren hier ein Meer von roten Tropenpflanzen: Tausende Begonien, Kimjongilia genannt. Gestern wurde der 65. Geburtstag des Führers begangen.

Das dankbare Volk schenkt die Blumen seinem Führer. Das Kimjongilia-Blumenfestival gehört zu den alljährlichen Feierlichkeiten, mit denen sich Nordkoreas Regent von seinen Untertanen ehren lässt. Täglich drängen sich Tausende durch die Gänge, um die Blüten zu bewundern.

## Aufwändige Blütenpracht

Was auf den ersten Blick als Kuriosität erscheint, ist allerdings ein höchst aufwändiges und teures Unterfangen – vor allem in Zeiten grosser Not, Armut und Stromknappheit. Statt Obst und Gemüse in ihren Gewächshäusern anzupflanzen, waren viele Gärtner in den vergangenen Monaten vollauf-



Ein Meer von Kimjongilias zu Ehren des nordkoreanischen Führers Kim Jong Il.

KEYSTONE

damit beschäftigt, die empfindlichen Begonien durch den Winter zu bringen – und dafür zu sorgen, dass sie rechtzeitig zum Geburtstagsfest erblühen. «Verrückt» nennt ein ausländischer Botaniker die enormen Kosten, die hinter der winterlichen Blütenschau von Pjöngjang stecken: Während Gärtner in Europa «solche Blumen nur im Sommer pflanzen, weil alles andere zu teuer ist», stören solche Bedenken die Nordkoreaner nicht. Um recht- und gleichzeitig zum Geburtstag des Führers zu er-

blühen, brauchen die Begonien viel Fürsorge, Licht und eine konstante Temperatur.

## Ausländer schufen Kim-Blumen

Schöpfer der Kim-Begonie war kein heimischer Gärtner, sondern ein japanischer Verehrer Pjöngjangs namens Kamo Mototeru, der Kim Jong Il seine Züchtung 1988 zum Geburtstag am 16. Februar widmete. Damals stand der Nordkoreaner hinter seinem Vater noch in der zweiten Reihe der Macht. Die Begonie stieg zur zweiten Kult-

blume des Landes auf, neben der Kimilsungia-Orchidee, die dem alten Kim Il Sung von einem Indonesier gewidmet worden war. In Nordkorea wird die merkwürdige Tatsache, dass beide Kim-Blumen ursprünglich nicht von heimischen Gärtnern, sondern von Ausländern gezüchtet wurden, von der Propaganda als Beweis für die übergrosse Verehrung und Liebe gedeutet, die Kim Vater und Sohn aus aller Welt entgegenschlägt.

Längst beschäftigt die Begonie nicht nur Gärtner, sondern auch

Wissenschaftler, Diplomaten und Kaufleute des Landes. So erhielten die Botaniker den Auftrag, die Kimjongilia genetisch zu manipulieren. «Sie sollen sie winterhart machen, damit die Pflanze auf der Fensterbank in Nordkorea im Winter blühen kann», berichten ausländische Kollegen, die von Nordkoreanern um Rat gebeten wurden.

Zu den eisernen Pflichten nordkoreanischer Diplomaten im Ausland gehört der regelmässige Besuch botanischer Gärten und internationaler Blumenschauen: Dort sollen sie dafür sorgen, dass Kimjongilias einen angemessenen Ehrenplatz in den Gewächshäusern erhalten.

## Züchtungen auch in China

Jenseits der Grenze, in China, bemühen sich nordkoreanische Funktionäre bereits seit einiger Zeit, die örtlichen Gärtnereien zur Begonienzucht zu überreden. 1998 eröffnete der Vorsitzende der nordkoreanischen Kimjongilia-Stiftung im Grenzort Dandong das erste Dandong-Kimjongilia-Gewächshaus, um eine «noch schönere Seite» in den chinesisch-nordkoreanischen Beziehungen aufzuschlagen.

Von viel Erfolg war dies allerdings nicht gekrönt. «Wir haben es versucht», berichtet eine Mitarbeiterin des Gewächshauses und verweist auf ein welches, gelbliches Topfpflänzchen. «Aber es war zu mühsam, die Blumen gingen uns immer wieder ein.»

Einige Kilometer weiter ist Gärtner Guo Zhikuan hoffnungsvoller. Er habe ein «geheimen» Züchtungsrezept für die Begonie entwickelt – auf der Grundlage des aus Nordkorea stammenden Buches «Unsterbliche Kimjongilia». In seinem Gewächshaus hat er bereits einen speziellen Verschluss mit Styroporwänden gebaut, in dem in Zukunft die Kimjongilia erblühen sollen. Stolz zeigt er das Foto einer Blüte, die grösser als die Spanne seiner Hand ist: «Sie ist so schön, das niemand ihr widerstehen kann», schwärmt Guo.

## Kims drei Söhne: Wer erbt Nordkorea?



Bei der Geburt Kim Jong IIs vor 65 Jahren ist es laut offizieller Lesart fast überirdisch zugegangen: Er soll auf dem heiligen Berg Paektu das Licht der Welt erblickt haben; ein doppelter Regenbogen soll himmlischer Zeuge des Geschehens gewesen sein. Kim Jong Il ist seit dem Tod seines Vaters und Staatsgründers

Kim Il Sung 1994 an der Macht. Doch bereits im Alter von 33 Jahren wurde er offiziell zum Nachfolger seines Vaters bestimmt.

Kim Jong Il allerdings hält sich in der Nachfolgefrage nach wie vor bedeckt, obschon er heute bereits drei Jahre älter ist als sein Vater zum Zeitpunkt seines Todes. Damit bleibt auch unklar, ob es im kommunistischen Staat dereinst erneut zu einer dynastischen Lösung kommen wird. Zumindest biologisch wäre es denkbar: Kim hat drei Söhne. Der älteste, der

35-jährige Jong Nam, soll jedoch in Ungnade gefallen sein, seit er in Japan mit gefälschtem Pass erwischt worden ist. Der 25-jährige Jong Chol gilt als kränklich, der 22-jährige Chol Un als zwar sehr fähig, aber noch viel zu jung.

Eilig mit der Machtübergabe hat es Kim Jong Il allerdings nicht: Nach dem für Nordkorea vorteilhaften Abkommen im Atomstreit von Anfang Woche fühlt sich der ohnehin unangefochtene Diktator zusätzlich gestärkt.

Jürg Müller

## EINE RUMÄNISCHE UNIVERSITÄT DULDET KEINE UNGARISCHEN INSCRIFTEN

## Schilderstreit wird Staatsaffäre

Ungarns Präsident Solyom solidarisiert sich mit Dozenten, die nach eigenmächtiger Beschilderung ihre Stelle in Rumänien verloren.



Präsident Solyom mit verbotenen Schild, neben ihm der entlassene Dozent Hantz. ZSOLT TOFANZVIG

Es kommt nicht alle Tage vor, dass ein leibhaftiger Staatspräsident im Nachbarland mit einem Corpus Delicti posiert. Doch so ist es diese Woche geschehen im rumänischen Cluj, das die Ungarn Kolozsvár und die wenigen in Siebenbürgen verbliebenen Deutschstämmigen Klausenburg nennen. Um die Sprachen ging es auch, genauer um die Schilder in der dortigen Babes-Bolyai-Universität. Zwar ist sie offiziell dreisprachig, aber ungarische Schilder sind nicht zugelassen, und als ein Dozent eigenmächtig welche angebracht hatte, wurde er im November zusammen mit einem sympathisierenden Kollegen entlassen.

Diese Woche liess sich der vor die Tür gesetzte Physiker Peter Hantz die Gelegenheit nicht entgehen, als der ungarische Präsident Laszlo Solyom Klausenburg besuchte: Er drückte ihm das Schild «Ungarischer Lehrstuhl für Literaturwissenschaft» in die Hand, und das Staatsoberhaupt liess sich gern damit ablichten. Fürsorge für Landsleute macht sich gut.

Seit Jahresbeginn ist Rumänien, wie Ungarn seit 2004, EU-Mitglied. Als Solyom den rumänischen Präsidenten ermahnte, die Minder-

heitenrechte besser zu gewährleisten, erwiderte Traian Basescu laut «International Herald Tribune», beide Länder erfüllten in dieser Hinsicht die EU-Standards. Nicht aber jene des Europarats: Rumänien hat, anders als Ungarn, die Charta der Regional- und Minderheitensprachen nicht ratifiziert.

Dem Parlament des Europarats liegt jetzt ein Resolutionsentwurf vor, der Rumänien nicht nur zur Ratifikation ermahnt, sondern auch rügt, dass die Ungarischsprachigen bei 6,6 Prozent Anteil an der Bevölkerung nur 4,4 Prozent der Studierenden an Hochschulen stellten und nur 1,6 Prozent ihr Stu-

dium auf Ungarisch absolvieren könnten. Es gibt bloss private ungarischsprachige Universitäten, vorwiegend vom ungarischen Staat finanziert. Rumänien, das sich als Einheitsstaat versteht, anerkennt nur Individualrechte und will daher von separaten staatlichen Universitäten nichts wissen,

geschweige denn von autonomen Territorien für Minderheiten.

Die Babes-Bolyai-Universität ist aus der Fusion einer rumänischen und einer ungarisch unterrichtenden Hochschule hervorgegangen – durch Zwang unter der kommunistischen Herrschaft. Seit deren Ende haben sich die Verhältnisse für die Magyaren zwar verbessert, wie der entlassene Dozent Peter Hantz kürzlich bei einem Besuch in der Schweiz einräumte – aber in engen Grenzen, wie er am eigenen Leib erfahren musste.

Wohl konnte er auf Ungarisch dozieren – wie etliche, wenn auch nach seiner Meinung zu wenige Kollegen –, doch er musste es in nur rumänisch angeschriebenen Lokalen tun. Eine Änderung der Vorschriften war zwar angebahnt, aber im Senat der Uni stecken geblieben – und so schritt er zur Tat: Er montierte eigene Schilder. Nicht nur die wurden entfernt, sondern auch der Dozent und ein Kollege, entlassen wegen «Sachbeschädigung, Lügen und Extremismus». Das fechten sie nun vor Gericht an – und mit einer internationalen Kampagne, wie Solyoms Auftritt und der Vorstoss im Europarat zeigen.

Daniel Goldstein